Nr. 73. 1. Ausgabe. Auflage 100000 täglich. Sonntag, 15. März 1908.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8697. Expedition Nr. 4571. Verlag 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 60 Pf. Briefverkehr 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 30 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" 10 Pf. oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illust. Neueste" monatl. 79 Pf. pro Quart. 2,36 Mk. „ B ohne Illust. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illust. Neueste" monatl. 1,58 Kr., pro Quart. 4,60 Kr. Ausg. B ohne Illust. Beilage „ 1,42 „ „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Num. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 10 Seiten. Roman siehe Seiten 7 und 8.

Der Kurs der amerikanischen Flotte und Japan.

Die amerikanische Flotte ist in der Magdalena-Bai in Südkalifornien eingetroffen und wird eine mehrwöchige Rast halten, um Schießübungen vorzunehmen und die Proviant- und Kohlenvorräte zu ergänzen. Wohin der Kurs dann geht, ist noch ungewiß. Die Häfen der Westküste der Union sind nach einem Bericht des Admirals Evans pestverseucht, vielleicht ist in jenen Heimatshäfen auch die Seuche der Desertion zu sehr zu fürchten, in der mexikanischen Magdalena-Bai droht diese Gefahr weniger vor. In Honolulu und Manila sind angeblich alle Vorbereitungen für den Empfang der Flotte getroffen. Geht der Kurs dorthin, so folgt er dem günstigen nördlichen Aequatorialstrom. Die Entfernung Magdalena-Bai—Honolulu ist nicht größer wie die zuletzt zurückgelegte Dampfstrecke Callao—Magdalena-Bai, sie beträgt rund 3000 Seemeilen. Von Honolulu nach Manila sind es etwa 1200 Seemeilen mehr. Technisch läßt sich auch diese weitere Strecke ebensogut wie die bisherige zurücklegen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß der westliche Kurs demnächst eingeschlagen wird. Die Aeußerung des Kriegssekretärs Taft, daß „man den Orientalen etwas vor Augen halten müsse, um sie zu überzeugen", macht die Fahrt nach Honolulu und Manila sogar wahrscheinlich.

Die Japaner wissen, daß sie mit den „Orientalen" gemeint sind und lassen durch Dampfer mit Telefunkenapparaten das amerikanische Geschwader beobachten, um sofort über die Entschließungen des Admirals Evans orientiert zu werden. Das Einlaufen des Geschwaders in Honolulu würde noch nicht von besonderer militärischer Bedeutung sein. Denn die Sandwich-Inseln bilden jetzt kein Ziel der japanischen Expansion mehr, das mit Aussicht auf Erfolg zu erstreben wäre. Anders ist es, wenn sich das Geschwader Manila nähern und in die vermeintliche Interessensphäre Japans eindringen würde. Dann könnte ein kleiner Anstoß genügen, um den bestehenden Interessen- und Rassengegensatz zu heller Flamme zu entzünden. Den Willen, Frieden zu halten, haben beide Mächte, und Gründe dazu genug. Die Union erstrebt nur die Wahrung des Status quo auf der Philippinen-Kolonie, Japan seufzt unter der Schuldenlast von zwei Milliarden und findet die Taschen der europäischen Mächte für neue Anleihen zugeknöpft. Aber wenn es zu dem Glauben kommt, daß ihm die Vormachtstellung in Ostasien entrissen, sein politischer und wirtschaftlicher Einfluß in China lahmgelegt und die Japanisierung von Korea und der Mandschurei unterbunden werden soll, so wird es trotz aller Geldnot losschlagen. Unter dieser Perspektive wird der eventuelle westliche Kurs der amerikanischen Flotte von großer militärischer Bedeutung, weil er leicht das Vorspiel gewaltiger weltpolitischer Kämpfe werden kann.

Bei der gespannten Lage am Pazifik wirkt es einigermaßen beruhigend, daß der japanische Flottenetat für 1908/09, welcher bereits die Genehmigung der gesetzgebenden Körperschaften gefunden hat, nicht wieder eine sprunghafte Anschwellung zeigt wie im vergangenen Etatsjahr, die 85 Millionen Mark betrug, sondern sich auf der Höhe des Jahres 1907/08 mit 170 Millionen Mark hält, wovon etwa 65 Millionen auf Neubauten entfallen. Die japanische Flotte zählt zurzeit zehn vollwertige Linienschiffe (Stapellauf von 1894 ab) und elf desgleichen Panzerkreuzer (Stapellauf von 1898 ab), unter ersteren die „Satsuma" von 19 200 Tonnen, unter letzteren die „Ikoma" und „Tsukuba" von je 14 400 Tonnen. Im Bau sind drei Linienschiffe des „Satsuma"-Typs und vier Panzerkreuzer (zwei von 14 800 Tonnen und zwei von 18 650 Tonnen). Außerdem befinden sich noch die beiden von Rußland erbeuteten Linienschiffe „Sagami" und „Sumo" von 12 880 Tonnen in Reparatur und werden im kommenden Sommer in die Flotte eingestellt. Im Frühjahr dieses Jahres sollen noch zwei Linienschiffe und ein Panzerkreuzer größten Typs auf Stapel gelegt werden. Das Personal der japanischen Flotte ist auf 40 000 Mann gestiegen, seine Ausbildung und Disziplin sind mustergültig. Für die sich mehrende Flotte werden an der Straße von Formosa militärisch wichtige Stützpunkte geschaffen. Die Häfen von Keelung an der Nordspitze und von Anping in der Nähe der Südspitze der Insel Formosa werden zu Häfen für Torpedoboote und Kreuzer ausgebaut und die Hauptgruppe der Pescadores-Inseln in der Formosa-Straße selbst wird zu einer Flottenbasis erster Klasse hergerichtet. Diese Stellung ist von hohem strategischen Wert, weil sie den Zugang zu dem Ostchinesischen und dem Gelben Meere sperrt und weil sie bei der Entfernung von nur 500 Kilometern von den Philippinen die Zugänge nach dieser Inselgruppe vorteilhaft flankiert. Sie erleichtert einen Handstreich gegen Manila und ermöglicht das Hinüberwerfen ganzer Divisionen nach Luzon, denen im Ernstfalle ein Erfolg nicht abzusprechen sein würde, da die Inselgruppe seitens der Union nur mit 688 Offizieren und 12 800 Mann und einer eingeborenen Truppe von 116 Offizieren und 4346 Mann besetzt ist. Die Besatzung hat also noch nicht die Stärke einer japanischen Division, deren es in Japan 19 im Frieden gibt.

Kommt es zu einer kriegerischen Verwickelung, so würde sich der japanische Vorstoß voraussichtlich nur gegen die Philippinen richten. Käme dann die amerikanische Flotte diesen zu Hilfe, so könnte sie zwar zurzeit auf ihre numerische Ueberlegenheit vertrauen, wäre aber von ihren Reserven und Kohlenvorräten durch eine mehrwöchige Fahrt getrennt und fände auf Luzon nur das eine Schwimmdock Dewey für 16 000-Tonnen-Schiffe vor. Die militärische Situation ist daher für eine Entscheidungsschlacht daselbst nicht günstig, die militärischen Vorteile liegen mehr auf seiten Japans. Solange die Fahrt der amerikanischen Flotte nur der Westküste der Union und höchstens noch den Sandwich-Inseln galt, hielte sie durch den wirksamen Schutz, den sie diesen Besitzungen brachte, ein wichtiges Friedensinstrument dar. Wird die Fahrt bis in die chinesischen Gewässer ausgedehnt, so kann sie leicht in die Lage kommen, ihren Kriegszweck zu erproben. Darin liegt die Gefahr eines westlichen Kurses von der Magdalena-Bai aus.

Wolff, Oberst a. D.

* * *

Im Anschluß an diese Ausführungen unsres militärischen Mitarbeiters verzeichnen wir folgende telegraphische Meldung über den Kurs des amerikanischen Geschwaders:

+ **Washington**, 14. März. (Priv.-Tel.) Das amerikanische Geschwader wird San Francisco am 6. Juli verlassen, Australien besuchen und von dort die Philippinen anlaufen, wo es neue Schießversuche vornimmt. Die Rückfahrt erfolgt durch den Suezkanal.

Fehler über Fehler.

Von unserm Budapester ⊙-Korrespondenten.

Budapest, 13. März.

Die Ungarn galten immer als gute Politiker und schlaue Taktiker und ihre großen Erfolge seit 1867 kann man zu erheblichem Teile auf diese Qualitäten ihrer Führer zurückführen. Aber was seit einigen Jahren im öffentlichen Leben Ungarns sich abspielt, zeigt sie in vollem Niedergang als Politiker. Sie haben wegen der Frage der Kommandosprache eine große Krise über das Land heraufbeschworen, die das ganze öffentliche Leben verwüstete und dem Lande sehr empfindliche und nicht wieder gut zu machende wirtschaftliche Schädigungen zufügte. Und das Fazit? Von der ungarischen Kommandosprache ist keine Rede mehr, auch die äußerste Linke, auch Kossuth und Apponyi haben das Postulat fallen gelassen. Und jetzt haben sie wieder in einer militärischen Frage einen großen Bock geschossen: in der Frage der Erhöhung der Offiziersgagen. Jeder Mensch mußte sehen, daß diese Angelegenheit reif zur Lösung ist und nicht mehr aufgeschoben werden kann, nichts aus politischen, rein nur aus wirtschaftlichen Gründen. Der oberste Kriegsherr, die Armeeverwaltung, die ganze Armee und alle Kreise, die mit ihr gesellschaftlich zusammenhängen, die österreichische Regierung, das österreichische Parlament, die österreichische Delegation, ja die ganze human denkende Bevölkerung strebten sie an und wollten diese Gagenerhöhung gerade so, wie man früher die Erhöhung der Beamtengehalte gewollt hatte. Auch die ungarischen Offiziere der gemeinsamen Armee erwarten sie sehnsüchtig und auch die Offiziere der Honvedarmee, da auch ihre Gagen reguliert werden müssen, wenn die der „Gemeinsamen" gesteigert werden. Wer politisch nicht blind ist, mußte sehen und erkennen, daß da ein unwiderstehlicher Zug in die Sache gekommen ist und daß es Torheit ist, sich diesem Zuge entgegenzustemmen. Aber die früher so klugen ungarischen Politiker haben es nicht erkannt und anstatt aus der unabweisbaren Notwendigkeit Tugend und Großmut für sich zu machen, haben sie sich hinter formale Ausflüchte verkrochen und stehen jetzt als herzlose und — was schlimmer — als törichte Paragraphenreiter da. Sie behaupten, daß sie die Erhöhung nicht bewilligen könnten, weil sie im Voranschlage der gemeinsamen Regierung nicht enthalten war, wo doch nach dem Gesetze — auch nach dem ungarischen — jeder Delegation ausdrücklich das Initiativrecht gewahrt ist. Das ist auch nur eine formale Ausrede, der Hauptgrund ihrer Weigerung ist, daß sie die Gagenfrage in den Komplex des „militärischen Ausgleichs" einbeziehen wollen, um dabei die Gagenerhöhung ihrerseits als Konzession hinzustellen, die durch eine Gegenkonzession aufzuwiegen sei.

Denn den „militärischen Ausgleich" wollen sie jetzt forcieren. Nach dem Pakte mit der Krone vom April 1906 sind die militärischen Fragen für die Dauer des Koalitionsministeriums zurückgestellt und dieses hätte jetzt vor allem die Wahlreform zu machen. Davor aber graut den jetzigen Machthabern und den herrschenden Parteien, sie suchen die Erledigung der Reform hinauszuziehen oder, wenn dies nicht geht, das allgemeine Stimmrecht durch das Pluralwahlrecht zu verwässern. Dazu brauchen sie jedoch die Einwilligung der Krone ebenso, wie dazu, die militärischen Fragen schon jetzt und nicht erst nach den Neuwahlen auf die Tagesordnung zu bringen. Die gute Disposition der Krone, mit der der Pakt über die Voranstellung der Wahlreform und die Rückstellung der militärischen Angelegenheiten getroffen wurde, brauchen sie bei jedem Schritte. Ebenso brauchen sie eine gute Stimmung bei allen militärischen Faktoren, beim Kaiser, beim Thronfolger, beim Kriegsminister und in der ganzen Armee wegen der nationalen Postulate, die sie in bezug auf die Dienstsprache, die Fahnen und die Embleme aufstellen. Sie brauchen auch das gute Einvernehmen mit den politischen Faktoren in Oesterreich: der Regierung, dem Parlament, der Delegation, der öffentlichen Meinung. All das wäre für ein chevaleresques Entgegenkommen in der Frage der Gagenerhöhung ab 1. Januar 1908 zu haben gewesen. Und die ungarischen Politiker waren so verblendet, dies nicht zu merken, und werden jetzt die Erhöhung ab 1909 oder ab 1. Juli 1908 bewilligen müssen. Sie haben die gute Disposition der leitenden Kreise für den militärischen Ausgleich verscherzt und die gemeinsame Regierung und österreichische Delegation in eine Kampfstellung gedrängt, in der jetzt den Ungarn diktiert wird: Kapitulation der Delegationen, Aufnahme der Gagenerhöhung in den Etat für 1909, Nachtragskredit aus dem gleichen Titel für 1908 oder wenigstens für das zweite Halbjahr 1908.

Man hat jetzt in Ungarn eine sehr schwierige Situation zu bewältigen. Im Parlamente hat sich die Obstruktion eingenistet und hemmt die Erledigung der Geschäftsordnungsreform, in der größten Partei, in der Partei der äußersten Linken, ist bereits eine Spaltung eingetreten und in allen Parteien gärt es und strebt nach neuer Gestaltung. In Kroatien ist ohne Not eine Wunde aufgerissen worden, die an Tiefe immer mehr zunimmt und deren Heilung gar nicht absehbar ist. Die Schaffung der Wahlreform bedeutet eine große Verlegenheit für die Regierung und die Majorität. In der Militärfrage will man nationale Zugeständnisse erlangen, um bei den Neuwahlen nicht mit ganz leeren Händen vor die Wähler treten zu müssen. Und in einer solchen Lage brüskiert man noch alle politischen und militärischen Machtfaktoren in Oesterreich und ruft eine gegnerische Stimmung in der Armee hervor. Wo blieben da die klugen und schlauen ungarischen Politiker von ehedem, die den Oesterreichern immer „über" waren? Wegen der 80 Kommandoworte haben sie einen Konflikt mit der Krone, wegen einer sprachlichen Bestimmung in der Dienstpragmatik für die Eisenbahner haben sie einen Konflikt mit Kroatien, wegen der Gagenerhöhung der Offiziere haben sie einen Konflikt mit Oesterreich und der gemeinsamen Regierung heraufbeschworen. Ist das nicht töricht und geradezu unverantwortlich?

Hedda Gabler.

Erstaufführung am Kgl. Schauspielhause.

Als wir zuerst auf der Neustädter Bühne Hedda Gabler begegneten, war's ein Geschöpf der Muse. Der erlesene Adel der einzigen Schauspielerin verlieh der dekadenten Generalstochter aus vornehmer, überzüchteter Rasse den Rang der heroischen Märtyrerin. Das war nicht ganz Ibsens unfruchtbarer, egoistischer Typus. Doch überall herrschte der Stil für Ibsen. Den scharfen Dialog mit den leisen Untertönen, die im besonderen Fall an allgemeines Schicksal mahnen, meistert ja keine wie die Muse. Gestern spielte in der Dresdner ersten Aufführung der „Hedda Gabler" im Kgl. Schauspielhause Frau Basté die Rolle, die in diesem Falle die Tragödie bedeutet. Das Trauerspiel einer untergehenden, unfruchtbaren Art. Hedda Gabler, die Hedda Tesman wurde und Hedda Gabler blieb. Die Generalstochter, die sich messen muß mit den Altruismus der Tante Julle, einem Mutterglück, das sie belacht. Die letzte Dame aus dem hochmütigen Geschlecht, deren irregeleitete Erotik in Wut sich wandelt vor dem gesunden, tüchtigen Sexualismus der Thea Elvsted. Die rettet schließlich aus dem Niederbruch des Geliebten die Trümmer des Manuskripts, das „Kind". Und General Gablers-Tochter hätte vielleicht mit dem Phantom der Schönheit, mit „dem Weinlaub im Haar" ihr Leben gefristet. Ihrem unfruchtbaren Hochmut bleibt dieser letzte Trost versagt. Vielleicht hat sie nicht einmal den Sieg der Vernichtung errungen. Wird nicht der Fachmensch und Thea, das blondhaarige Weibchen, das Mütterchen Eilert vorborgs Werk aus den Scherben wiederaufbauen? Und General Gablers Tochter soll einen Tesman in die Welt setzen? Oder soll dem Gerichtsrat zur wohlfeilen Jagdbeute werden? Wenigstens will sie freiwillig von der Lebenstafel aufstehen, die ihr übel macht. Und die Letzte ihres Geschlechtes vollzieht an sich das Urteil in Schönheit.

Es gibt kaum ein Drama von so eiserner Folgerichtigkeit. Die Tragödie der Generalstochter kann nur — es ist oft geschehen — verglichen werden, mit dem Untergang des „Fräulein Julie". Nur daß Strindbergs Drama viel mehr Thesenstück ist als Ibsens, und daß auch in der Hedda Gabler Ibsens Willensforderung in unvergleichlicher Weise zum Angelpunkt der Tragödie gemacht ist. In der Zeit der Mutterschutzbewegung und der politischen Postulate der Frau ist die Hedda-Tragödie von besonderer Bedeutung. Denn Hedda ist nicht ein Nomannsinn, ein „dämonisches" Theaterweib, Hedda Gabler ist ein Typus. Ein Zukunftstypus, gegen dessen Bedrohlichkeit sich alles wehrt, was in unsrer Frauenbewegung gesund ist. „Hedda Gabler" ist ein tiefes soziales Drama. Von Henrik Ibsen ...

Wir aber sahen — es kann nicht beschönigt werden — gestern eine Sudermanniade schlimmster Sorte. Erlebten nicht Hedda Gabler, sahen mit Schrecken Adah Barczinowski. Frau Adah, die aus dem Lebensstrom Ibsens Sudermanns Berliner Sumpfgeplätscher, aus ihrem Lövborg einen Willy Janikow, aus Thea Elvsted ein Kittchen machte. Wäre es möglich gewesen, Adah Gabler oder Hedda Barczinowski — nein! Es war die ganze Adah Barczinowski — Frau Adah hätte statt der Pistole zum Gift im Champagnerglas gegriffen. Mit „zuckenden Lippen" hätte sie rufen müssen: „Es lebe das Leben!" Darüber hilft nichts hinweg. Frau Bastés Stärke sind nun einmal die Adahs und — Hedda Gabler saß nur zwei Klassen über der Thea. Mit dem von der Marlitt und Sudermann gepflegten Typus des Königstigers de quarante ans hat General Gablers Tochter wirklich nichts gemein. Nicht die Kleidung, nicht den Gang. Diese Manieren und diese Koloraturen kann allenfalls Sudermann rechtfertigen. Von Ibsen verspürte man dabei nicht einen Hauch. Die Theatralik dieser Hedda zwang auch die Umgebung nieder. Machte aus den scharf geprägten Charakteren Ibsens Theaterpuppen. Wie mit dem Weihwedel die Kirke des Odysseus Gefährten, wandelte Adah Gabler, nein Hedda Barczinowski, nein Adah Barczinowski alles, was ihr nahte. So lernte man das Neue, daß auch vom Ibsen bis zum Sudermann nur ein Schritt ist.

Herr Stahl und Frau Bleibtreu konnten allein den Abend nicht retten, so viel Gutes sie gaben. Selbst der Gerichtsrat konnte sich dem Sudermannzauber zuletzt kaum mehr entziehen und Paul Wiecke, dem doch der Eilert Lövborg „liegt", lugte geängstigt nach der Rute der schönen Kirke. So war von Fräulein Werden und ihrer Jugendlichkeit noch weniger Widerstreben zu verlangen. Herr Fischer aber wollte in dem Jörgen nur das komische Manderl, gar nicht den korrekten Professor geben, der doch immerhin recht reputierlich aussehen muß, wenn Hedda ihn nehmen soll. Der aber saß dem Pulsnitzer Hutfabrikanten in all seiner Komik und Leibesfracht bedenklich ähnlich.

Hermann Bang hat uns vor kurzem in rührender Weise von Ibsen erzählt. Die Frau liest dem Weisen in seinen alten Tagen aus neuen Büchern vor. Und Ibsen hört zu. (Er war ein Künstler des Zuhörens.) Seine scharfen Augen spähen durch die hellen Gläser. Suchen und — finden nicht. Da klappt er der Frau sanft, aber entschieden das Buch zu: „Hör' auf zu lesen, ich sehe die Menschen nicht." — — So war's gestern: Wir sahen die Menschen nicht. Die Bühne, wo die Ulrich das Martyrium der Frau Alving spielte, das Haus, dessen „Brand" als der beste in Deutschland gelten darf, kann Hedda Gabler in diesem Gewande nicht legitimieren. Ibsen verpflichtet. Und Hedda Gabler darf nur in Schönheit sterben. Nicht am Sudermann ...

Julius Ferdinand Wollf.

Kleines Feuilleton.

= **Das Residenztheater** erfreute gestern durch die Wiederaufnahme der Operette „Das Jungfernstift" von Jean Gilbert. Der Rückgriff ist sehr richtig. Die französische Provenienz steht dem Vaudeville an der Stirne geschrieben. Die Musik ist fast wertvoll fein und voll von jener Grazie, die wir Deutschen seit Mozart nur selten erreicht haben. Unsre Operetten sind, wenn man generalisieren darf, verwalzert. An sich ist das kein Fehler, durch diese aus Wien hervorgegangene Eigenart ist eine einschmeichelnde Melodieninnigkeit hervorgerufen, an der das Publikum, welches den ganzen Walzerzauber mühelos mit nach Hause tragen kann, die größte und harmlose Freude hat. Hans v. Bülow nannte das: Musik, die man mit den Beinen begreift. Indes, die Vorbilder französischen Esprits und interessanter Detailarbeit dringen bereits einen Rückschlag hervor. Den Linien von Planquette, Delibes, Lecoq gehen einige neuere Deutsche wieder nach, darunter Dellinger, auch Oskar Strauß, Leo Fall, und ihre Werke sind musikalisch gehaltreicher als die alles tötende „Lustige Witwe". In Gilberts „Jungfernstift" sind wieder gute Vorbilder für die feinere Operette gegeben. Gleich der erste Männerchor der Offiziere, das parodierende Gebet der Mädchen, ein Terzett für Frauenstimmen u. a. m. sind ausgezeichnete Musik, echt französisch, d. h. rhythmisch zierlich gegliedert und vom Orchester, namentlich den Holzbläsern, reizend paraphrasiert. Der Text ist nach Paul de Kock, mithin beim Moral-Unterricht nicht zu gebrauchen. Aber auch er bewegt sich in ästhetisch ansprechenden Formen und amüsiert bis zum Schluß. Das Dutzend französische Dragoner, die in das männerfeindliche Jungfernstift der Vesta in Paris eindringen, machten gestern gesanglich und darstellerisch ihre Sache gut, Herr Bellmann etwas sehr laut, Herr v. Bruch nicht bestrickend liebenswürdig genug. Aber die Damen taten mehr: sie boten Hervorragendes. Frl. Münchheim als strenge Stiftsdame, Frau Kattner als flüsterliebte alte Jungfrau, waren prächtig, Frl. Rosa Habler als jüngster Leutnant spielte entzückend degagiert. Auch Frl. Menzel sang die Wirtstochter frisch gelaunt; allen voran brachte indes Käte Hansen eine anmutige und reizend gelaunte Komtesse, die die Ariette des 2. Aktes ausgezeichnet temperiert sang. Ausstattung und Regie (Friese) verdienen Lob. Nur möchten alle bedenken, daß man nicht mit Kanonen nach Spatzen schießt, daß das Residenztheater eine empfindliche Akustik hat und derber Stimmgebung, weder in Chören noch Soli, bedarf. Mit dem kleinen Orchester wird jeder Sänger con mezza di voce fertig, und die Grazie bleibt intakt. L. H.

= **In der „Salome"** trat gestern in der Hofoper Herr Sommer als Aushilfe für den Amerikafahrer Burrian als Herodes auf. Da er schon mehrfach hier — auch in dieser Rolle — gesungen hat, ist nichts weiter zu berichten, als daß die Vorstellung — mäßig besucht — glatt verlief. Noch weniger könnte man von Fräulein Schreiber sagen, die als Gast die Rolle oder das Röllchen des Pagen der Herodias darstellte. Herr Sommer besitzt für die originelle scharfe Phraseologie des Herodes nicht das natürliche Talent Burrians, der ja diese Rolle vorbildlich aus sich heraus geschaffen hat. Herr Sommer bemüht sich zu auffällig und ist noch nicht frei. Die Stimme klang gut. Herr Sommer war übrigens Schüler des Dresdner Konservatoriums. -n.

= **Der Tonkünstlerverein** gab gestern im vollbesetzten Gewerbehaussaal seinen dritten Aufführungsabend, der ausnahmsweise bereits um ½7 Uhr begann. Eröffnet wurde das Konzert mit Liszts selten gehörtem 23. Psalm für Tenor mit Begleitung von Harfe und Harmonium. Herr Grosch sang das eigenartig strenge großlinige Werk — mit schönem Gelingen, wie immer, sobald er mit seinem weich klingenden Organ im Konzertsaale steht. Die Begleitung hatten Frau Bauer-Ziech und Herr Kurt Striegler übernommen. Es folgte, von den Herren Drechsler, Wagenknecht, Naumann, Furkert und Nebelong ausgezeichnet gespielt, Mozarts entzückendes C-Dur-Quintett (Köchel Nr. 515). In der wehenden Grazie, die leuchtend über dem Ganzen schwebt, den Geist der Schwere bis ins letzte überwunden hat, liegt etwas direkt Hinreißendes, Befiügelndes — und man versteht den jubelnden Beifall, der namentlich dem letzten Satze folgte (noch schöner wär's gewesen, wenn er nur diesem und damit dem Ganzen gefolgt wäre). Des weiteren enthielt das Programm eine Fantasie-Sonate Op. 17 für Flöte und Klavier von Max Meyer-Olbersleben, dem Direktor

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1908031501/1